H E I M A T K U N D L I C H E

B E I L A G E

zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Scheibbs

Nr. 12 Dezember 1971 7. Jahrgang

Erster Siedlungsnachweis aus der Jüngeren Eisenzeit im Bez. Scheibbs

(Franz Ressl, Purgstall)

In der Heidelandschaft im Wärmeinselbereich der Kat.Gem.Schnuboden erstreckt sich südlich des im Föhren-Fichtenmischwald liegenden Heldenfriedhofes ("Russenfriedhof") aus dem 1. Weltkrieg eine Trockenrasenfläche, die als Viehweide genutzt wird. Jene Fläche, auf der sich der im Bezirk Scheibbs einzige ausgedehnte Standort der Nickenden Kuhschelle (Pulsatilla nigricans) befindet und auf der infolge Beweidung der südosteuropäisch-vorderasiatisch verbreitete Mondhornkäfer (Copris lunaris) noch Lebensmöglichkeiten vorfindet, ist aus pflanzen- und tiergeographischen Gründen schon lange für eine Unterschutzstellung vorgeschlagen worden, doch bisher unbeachtet geblieben (siehe RESSL 1966). Auf Grund der 1963 südlich besagter Trockenrasenfläche erfolgten Schottergrubeneröffnung (für Straßenbauzwecke) geäußerte Befürchtung, die Schotterentnahme könnte auf diese Fläche übergreifen, wurde als unbegründet zurückgewiesen. Doch sollte diese Befürchtung Wirklichkeit werden und bald feste Formen annehmen. Bereits 1967 begann man an der Ostseite der Trockenrasenfläche und zwar am Eiszeit-Terrassenhang mit der Schottergewinnung. Heute ist etwa die Hälfte dieses gesetzlich nicht (!) geschützten Naturdenkmales in eine Schottergrube umgewandelt. So bedauerlich die Beeinträchtigung dieser einmaligen Rasenfläche und ihrer Lebensgemeinschaften auch ist, so wertvolle Aufschlüsse in urgeschichtlicher Hinsicht brachte sie.

Zwecks Feststellung der durch die Schotterentnahme hervorgerufenen floristisch-faunistischen Veränderungen, konnten am 1o.9.1971 mein Sohn Peter und ich im Zuge regelmäßiger Kontrollaufsammlungen eine Erdverfärbung am oberen Rand der westlichen Schottergrubenwand feststellen; Peter fand außerdem am Grund der Grube einen herabgefallenen graphitierten Spinnwirtel, der uns veranlaßte, die Erdverfärbung flüchtig zu untersuchen. An Hand der wenigen Tonscherben und Tierknochen, die wir aus der Wand kratzten, war ich davon überzeugt, daß es sich hier um eine keltische Wohn- oder Abfallgrube handeln müsse. Peter erklärte sich sofort bereit, die Grube freizulegen, was er auch in den nächsten freien Wochenenden bis Ende Oktober schaffte.

Die bis 85 cm tiefe und 3 - 3,8 m Durchmesser aufweisende Grube inmitten der ehemaligen Trockenrasenfläche erwies sich schon deshalb als Wohngrube, weil sich die Gegenstände (Tonscherben, Knochen usw.) um und über einer etwa 2o-3o cm dicken und durchschnittlich 15o cm breiten Ascheschicht im stark humosen, schotter- und holzkohledurchsetzten Erdreich häuften. Neben einer riesigen Menge, meist grauer bis graubrauner (geringermaßen rötlichbrauner), mehr oder weniger graphithältiger Tonscherben verschiedener Gefäße mit unterschiedlich

starken Besenstrichmustern (nur einige glatte, äußerlich graphitierte Scherben und einer mit schwacher Wellenlinie), sowie einer großen Anzahl Tierknochen, wurden 7 Spinnwirtel, 1 gut erhaltenes Eisenmesser, 2 kleine Eisen-Pfeilspitzen (eine drei-, eine vierkantig), 5 Gewandnadeln aus Eisen (einige davon können auch als Ahlen verwendet worden sein), eine gut erhaltene Eisenfibel und eine zierliche Bronzefibel gefunden, weiters etliche undefinierbare Eisenstücke, kleine Eisen-Gußkuchen und Schlacke, winzige Bronzezierate, eine verkohlte Eichel (wahrscheinlich von Quercus robur) und 3 Schneckengehäuse von Cepaea vindobonensis.

Charakteristische Stücke wie Gefaßfragmente, Spinnwirtel, Fibeln, Pfeilspitzen und das Messer, brachte ich in die Prähistorische Abteilung des Naturhistorischen Museums nach Wien, wo Dr. ANGELI meine Annahme bestätigte und die Gegenstände ins Spät-Latène, etwa 150 - 100 vor Chr. stellte. Ich schätzte ursprünglich die Fundstelle deswegen etwas älter (Früh-Latène, etwa 400 - 300 vor Chr.), weil einerseits der einzige sichere Fund aus dieser Kulturstufe im Bezirk Scheibbs, das Eisenschwert von Wieselburg, aus der Zeit um 350 vor Chr. stammt (siehe DENK 1962, Seite 51), andererseits das Material, sowie die Form und Art der Verzierung der Gefäße von denjenigen der um 100 nach Chr. in Schauboden-Purgstall reich vertretenen Norisch-pannonischen Hügelgrabkultur mit noch vorherrschender keltischer Brandbestattung, stark abweichen.

Die Jüngere Eisenzeit ist nicht nur im Bezirk Scheibbs, sondern auch in den Nachbarbezirken Amstetten und Melk spärlich vertreten. Sowohl STEPAN (1951) als auch DENK (1962) nennen nur ganz wenige Einzelfunde aus dem unteren Ybbs- und Erlafgebiet. Die Ursachen dafür dürften in den Wirren dieser Zeit zu suchen sein. Als nämlich um 400 vor Chr. die aus dem Westen kommenden kriegerischen Kelten die Illyrer unterwarfen, scheint dies in unserem Raum durchaus nicht friedlich hergegangen zu sein, wie teils aus dem Eisenschwertfund, teils aus dem Fehlen von Siedlungsspuren in Wieselburg geschlossen werden kann.

Als wieder Ruhe eingekehrt war, dürften sich illyro-keltische Bauern in mehr ungestörte, abseits der eventuell zerstörten und verlassenen ehemals illyrischen Wohnräume angesiedelt und flußaufwärts geeignete Plätze gefunden haben. Ein solcher, bestens geeigneter Siedlungspunkt befand sich im heutigen Wärmeinselbereich von Schauboden, wo infolge der klimatisch günstigen Lage und der in der Schotterniederung der Erlaf reichlich vorhandenen Heideflächen hervorragende Möglichkeiten für die Viehzucht bestanden. Daß es sich bei den hiesigen Siedlern vorwiegend um Viehzüchter (Hirten) handelte, dafür sprechen nämlich die aufgefundenen Gegenstände und Knochen. Obwohl die Knochen noch keiner wissenschaftlichen Auswertung zugeführt wurden, lassen sie doch erkennen, daß überwiegend Schafzucht betrieben wurde, wofür auch die 7 Spinnwirtel Zeugnis ablegen. Neben der Überzahl an Schafknochen, wurden auch solche von Ziege, Schwein, Geflügel und in geringem Maße vom Rind gefunden (im noch nicht determinierten Material eventuell enthaltene Wildtierknochen werden zu einen späteren Zeitpunkt bekanntgegeben).

Fortsetzung folgt

Die Totenleuchten und Tabernakelbildstöcke der Gotik und Renaissance im Bez. Scheibbs.

(A.M. Wolfram, Scheibbs)

Weit zurück in die urgeschichtliche Zeit reicht der Brauch, - ursprünglich fast unverändert aus der Natur übernommene, später nur roh behauene - Holz- oder Steinsäulen über den Gräbern der Toten oder zum Gedächtnis an sie aufzustellen. (Ist auch die Bedeutung der Steinsäulen, der Menhire, noch nicht ganz geklärt, gibt es doch zu denken, dass "Massebe", das semitische Wort für Menhir, zugleich auch Grabstein bedeutet!)

Wohl nicht minder alt ist auch der Brauch, den Toten ein Licht anzuzünden, das ihnen in ihrem dunklen Dasein leuchten sollte.--

Als eines Tages diese beiden, die Steinsäule und das Licht, vereinigt wurden, entstand die Totenleuchte (auch Lichtsäule, Friedhofsleuchte, Armenseelenlicht usw. genannt). Es dürfte dies in Frankreich, im Kloster Cluny, um das Jahr 1000 gewesen sein. Auf dieses Kloster geht ja auch der Allerseelentag zurück, da dessen Abt, der hl. Odilo von Cluny (994-1048), den 2. November als Gedenktag für die Verstorbenen für seine Klöster angeordnet hat, was später von der Gesamtkirche übernommen worden ist. (Michael Buchberger, Lexikon für Theologie und Kirche, 1957, Bd. I.)

Die Totenleuchte"bestand aus einem mehr oder minder hohen Pfeiler aus Stein, an dessen oberem Ende sich ein zur Aufnahme eines Lichtes bestimmtes Gehäuse befand, Die größeren Totenleuchten .... waren oft so hoch gebaut, daß es nicht möglich war, auf normale Art zum Lichtgehäuse zu gelangen. Die Lampe wurde daher durch eine zylindrische Öffnung, die den Schaft senkrecht durchlief, mittels einer über ein Rädchen laufenden Schnur hochgezogen. Im unteren Teil des Schaftes befand sich eine Öffnung, durch die man das Licht in die Höhlung einschieben konnte, um es dann hochzuziehen." (Franz Hula: Die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs, Wien 1948, S. 15 ff; derselbe: Die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs - ein Nachtrag, in "Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte", Wien 1965; derselbe: Mittelalterliche Kultmale, die Totenleuchten Europas, Karner, Schalenstein und Friedhofsoculus, Wien 1970, S. 6 ff).

In der Mehrzahl waren aber die kleineren Totenleuchten, die "Lichtstöcke", bei denen sich "das Lichtgehäuse in normaler Reichweite befand, also die Lampe einfach vom Boden aus hineingestellt wurde, vielleicht bediente man sich in einigen Fällen auch eines Auftrittes oder einer Leiter. Zu einer Aushöhlung des Schaftes war daher keine Veranlassung." (Franz Hula a.o.O.)

Von Frankreich verbreitete sich - nach dem heutigen Stand der Forschung - die Totenleuchte nach Deutschland und Österreich (die ganze österr.-ungar. Monarchie). Italien, Spanien, England, der ganze Norden und Osten, kennen sie anscheinend nicht. Österreich dürfte das an Totenleuchten verhältnismässig reichste Land sein und auch das Land, wo sich der Brauch am längsten erhalten hat. Nur bei uns und in Deutschland (nicht aber in Frankreich) finden sich auch die "Lichthäuschen", die unmittelbar an die Kirchenmauer angebaut wurden, von wo aus

sie über die Gräber um die Kirche ihr Licht verstreuten. So sind heute noch an der Stefanskirche in Wien 3 solcher Lichthäuschen erhalten geblieben, die aus der Zeit stammen, da um den Dom noch ein Friedhof angelegt war. In unserem Bezirke hat sich bisher nur ein einziges solches Lichthäuschen, eine quadratische Lichtnische mit Rauchabzug aus dem A.des 16.J., an der Pfarrkirche von Gaming gefunden.

Noch eine dritte Art von "Totenleuchten" hat es gegeben und zwar die sogenannten Licht- oder Schalensteine. Es waren dies dicke Steinplatten mit mehreren muldenförmigen Vertiefungen (4 bis 12, meist aber 7), die mit Öl oder Wachs gefüllt und angezündet wurden. (Franz Hula a.o.O.) Sie wurden daher auch Ölsteine genannt. Nach der an der Südseite der Konduktrequisitenkammer neben dem Ölberg in Scheibbs angebrachten Grabplatte des Pfarrers Oswald Prommer, + 1637, hat dieser Pfarrer u.a. einen Ölstein gestiftet. Wahrscheinlich war es ebenfalls ein Schalenstein für den Friedhof um die Kirche (wie auch Franz Hula in einem Schreiben an den Verfasser vermutet!)

Mit Ende des Mittelalters hörte der Brauch, Totenleuchten zu errichten, allmählich auf und in den bestehenden wurde kein Licht mehr angezündet. Ja, die Bedeutung des Lichtgehäuses wurde ganz vergessen und man stellte in sie fromme Bilder und Statuen. Es wurden aber weiterhin aus den verschiedensten Anlässen Andachtsmale errichtet. Dabei blieb man bei der gewohnten Gestalt der Totenleuchte, d.h. des Tabernakelpfeilers. Weil jedoch die Bilder oder Statuen in den kleineren Tabernakelgehäusen nicht zur Geltung kamen, füllten sich diese Gehäuse allmählich und wurden zu einem Kubus (Würfel oder Prisma) umgestaltet, an dessen 4 Seiten man in immer flacher werdende Nischen Reliefs oder meist Bilder anbrachte. Diese Entwicklung hat bereits in der Gotik eingesetzt; in der Renaissance und im Barock wurde dieser Brauch dann vorherrschend.

Es gab aber zwei weitere Entwicklungsreihen. In der einen wurde auf den Pfeiler, auf die Säule, anstelle des Lichtgehäuses oder gefüllten Tabernakels eine kleine Statue gestellt (wie z.B. bei dem St. Georgsbildstöck in St.Georgen, Gemeinde Rantenberg, Bez. Krems , noch im 16.Jh.), oder, schon zur Barockzeit, in Scheibbs bei der St. Johannes von Nepomuk-Säule auf dem Kirchenplatz oder der Dreifaltigkeitssäule beim Steghof. Der letzte Schritt in dieser Entwicklungsreihe war dann, daß man die Statue, das Heiligenbild, in Lebensgröße schuf, die Säule aber zum mehr oder minder niedrigen Sockel für sie zusammenschrumpfen ließ. Es entstanden damit die Freiplastiken, die uns besonders in den zahlreichen St. Johannes v. Nepomuk - Statuen so eindrucksvoll entgegengreten.

In der zweiten Entwicklungsreihe griff man wieder auf das offene Tabernakel zur Aufnahme eines Bildes zurück. Um dieses aber größer und besser sichtbar machen zu können, wurde die Nische erweitert und in Augenhöhe angebracht. Und so entstand der Breitbildstock, der Breitpfeiler, der sich schließlich zum kapellchenartigen Bildstodk, ja bis zur kleinen Kapelle weiter entwickelt hat. Er wurde aber ab und zu auch wieder zum "Lichtgehäuse", in dem man - zwar nicht mehr ständig - Kerzen für Verstorbene oder an Feiertagen angezündet, was gerade heute anscheinend sich immer mehr einbürgert.

Fortsetzung folgt.

Der Tatzelwurm von Lackenhof

(Fortsetzung v.Nr.11/1971)

Wie der "gebildete" Mensch seine Schlangen-Beobachtungen zum Ausdruck bringt, sollen nachfolgende Schilderungen (Publikationen) demonstrieren. KLEIN (1951) berichtet, daß im Mai 1944 von der Leitung einer Volksschule im Südwesten Niederösterreichs ein Schreiben eingesendet wurde, in dem um Bestimmung eines mit gleicher Post abgesandten merkwürdigen, schlangenähnlichen Tieres mit zwei kurzen dicken Hinterbeinen, richtigen "Tatzeln", ersucht wurde. Das Paket enthielt erwartungsgemäß keinen Tatzelwurm, sondern eine erschlagene männliche Kreuzotter der schwarzen Form (Vipera berus var. prester). Die "Tatzeln" des vorliegenden "Bergstutzen" waren nichts anderes als die beiden ausgestülpten Begattungsorgane des Tieres. Es beweist dies, wie wenig manche Mitglieder der Lehrerschaft mit der heimischen Tierwelt vertraut sind und wie daher feststehende Tatsachen verkannt und fehlgedeutet werden. Einer solchen Fehldeutung unterlag auch P.ABL, als er Material für seine 1954 von der Lehrerarbeitsgemeinschaft des Bezirkes Scheibbs herausgegebene Arbeit "Aus der Welt der Heimat" zusammentrug. Ein Lehrer aus Göstling erzählte ihm, daß die von Jägern und Holzern "Bergstutzen" genannte Südeuropäische Viper (Vipera aspis) im Dürrensteingebiet weitaus seltener als die Kreuzotter sei, was er als bare Münze hinnahm und kritiklos auf Seite 43 publizierte. In Nr.8/1965 (Seite 42) der Heimatkundlichen Beilage habe ich bereits darauf hingewiesen, daß es sich bei ABL's Aspisviper nur um eine Verwechslung mit der Schlingnatter handeln kann; weiters habe ich das derzeit bekannte Verbreitungsgebiet der in Österreich noch nie festgestellten Aspisviper umrissen.

Nach den bisherigen Ausführungen scheint das Tatzelwurmproblem eine nüchterne Erklärung im Formbereich der Schlangen zu finden. Daß aber der Tatzelwurm in der Vorstellung des Volkes ein plumperes, vierfüßiges Reptil sein muß, beweisen die folgenden "echten" Tatzelwurmschilderungen. Wie so ein Tatzelwurm aussehen soll, darüber gibt das Danubia-Volkslexikon (1948) folgende Beschreibung: "Tatzelwurm, Bergstutz, im Volksglauben der Alpenbewohner ein meterlanges, plumpes, behaartes Reptil mit kurzen Beinen und abgestutztem Schwanz, das durch seinen giftigen Atem gefährlich wird".

Von solchen Tatzelwurmvorstellungen ausgehend, sei hier V.BREHM (1950) zitiert, der sich mit der Tatzelwurmfrage befassend, folgendes schreibt: "Das war vor etwa 10 Jahren. Da stießen in München, Arbeiter, die mit Kanalausbesserungen beschäftigt waren, auf ein über 1 m großes -grausliches Vieh -, das ihnen sofort den Schreckensruf - Ein Tatzelwurm! - entlockte. Sie hatten zum Glück so viel Geistesgegenwart, daß sie sich des Tieres bemächtigten. Die -Münchener Neuesten Nachrichten - brachten einen ausführlichen Bericht über den aufsehenerregenden Fund und eine Photographie dieses Tatzelwurmes. Aber die Münchner Zoologen zerstörten die Sensation. Sie erkannten in dem Ungeheuer einen zwei Jahre vorher aus dem Tierpark Hellabrunn entwichenen Schlammteufel (Menopoma, ein Riesenmolch aus Amerika), der alsbald wieder seinen Einzug im Tierpark hielt".

Solche Riesenmolche gab es noch im Tertiär, also voreiszeitlich bei uns in Europa, deren Verwandte heute nur noch in Ostasien und Amerika leben. Die Blütezeit weitaus größerer Lurche liegt schon sehr weit

zurück. Zu Beginn des Mesozoikums, in der Triasformation, lebten in küstennahen Gebieten unseres Bezirkes riesige Panzerlurche (Mastodonsaurus), welche die letzten Vertreter ihres Stammes darstellten (wurden in den folgenden Perioden von Salamandern und Fröschen abgelöst). In den Kohlenlagern von Gaming sind Mastodonsaurusknochen gefunden worden. In alter Zeit mögen solche Knochenfunde die Phantasie der Menschen angeregt und die Existenz von Drachen glaubwürdig gemacht haben. Später, als die Paläontologie die Rätsel zu lösen begann, wurden Drachen, Seeschlangen und Lindwürmer langsam ins Reich der Sage verwiesen; zurück blieben lediglich (zumindest in unseren Gegenden) die Geschichten von Tatzelwurm, Beißwurm, Bergmandl, Bergstutz usw. Als Bergstutzen wurden nach Angaben im Ötscherbuch (1859) bei uns auch Bergmännchen und Wildfräulein so bezeichnet; der Bergstutzen in den Zellerhütten soll durch Beurbarung schon früh vertrieben worden sein.

Mit der fortschreitenden Urbarmachung und Bewirtschaftung entlegener Gebirgsgegenden war aber in unserem Bezirk die "Tatzelwurmpsychose" - wie die folgenden "Begebenheiten" zeigen - keinesfalls zu Ende. Am 9.3.1933 verfaßte Dr.Karl URSIN (Arzt in Langau) einen Bericht, der jetzt im Naturhistorischen Museum (Wien) aufbewahrt ist. Darin wird ein von Franz STEINER auf dem Herrn Ing.Otto Merckens gehörenden Gut Schönwald (Post Lackenhof) gefundener 36,5 cm langer Tatzelwurm beschrieben und durch zwei Photographien ergänzt. Am 1o.3.1933 - gleichfalls an die betreffende Stelle adressiert - berichtete J. STADLER aus Hollenstein a.d.Ybbs über denselben Tatzelwurm, daß er vor etwa 14 Tagen im Bauernhaus Schönwald bei Lackenhof am Ötscher als Stopfpräparat gefunden wurde. STADLER führte u.a. an, daß ihm ein Mann erzählte, dieses Stopfpräparat schon als Schulbub im Hause Schönwald gesehen zu haben. Nach der Beschreibung URSIN's und den ausgezeichneten Fotos handelt es sich aber um keinen Tatzelwurm, sondern um die australische Stutz- oder Tannenzapfenechse (Trachyurus rugosus GRAY). Wie diese Tannenzapfenechse nach Lackenhof gelangt sein soll, ist rätselhaft, ebenso wo sich das Stopfpräparat heute befindet. Das Naturhistorische Museum in Wien besitzt zwar ein sehr ramponiertes Stopfpräparat, bei dem aber nicht feststeht, ob es das aus Lackenhof oder jenes aus Kärnten repräsentiert. In einem der letzten Kriegsjahre (1944 oder 1945) wurde nämlich nach KLEIN (1951) von zwei jungen Leuten ein altes, beschädigtes Tannenzapfen-Stopfpräparat an eine Fachstelle gebracht, das die Überbringer in Kärnten als "Tatzelwurm" erhalten zu haben behaupteten. Zwei "Tatzelwürmer" in Form von australischen Tannenzapfenechsen in Österreich - und das in kaum mehr als 1o Jahren - spiegeln unverkennbar Täuschungsabsicht wider, zumal das erwähnte Stopfpräparat, was Größe und Erhaltungszustand betrifft, sowohl aus Lackenhof als auch aus Kärnten sein kann. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß die auf geheimnisvolle Weise nach Lackenhof gebrachte Tannenzapfenechse auf ebenso mysteriöse Weise nach Kärnten gelangte und von dort als neuerlicher "Tatzelwurmfund" im Naturhistorischen Museum Wien landete.
Als der ahnungslose Dr.URSIN den Bericht über den aufsehenerregenden Lackenhofer Fund verfaßte, lag ganz bestimmt noch keine Täuschungsabsicht vor. Dies geht nicht nur aus seinem objektiven Fundumstandsbericht hervor, sondern, wie URSIN weiter ausführt, wollen eine ganze Reihe von Menschen ähnliche, ja sogar gleichaussehende Echsen gesehen haben. In URSIN's Bericht heißt es dazu wörtlich: "Augenzeuge Anton Nachbargauer bestätigt, daß das vorgezeigte Tier mit dem von ihm im Jahre 1888 auf der Voralpe bei Hollenstein gesehenen Bergstutz weitgehend übereinstimmt."

Fortsetzung folgt

Geschenk XII 171